

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 87.

Samstag, 20. März

1926.

Schellbruch.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren dann weitergegangen, aber nicht, wie es ursprünglich ihre Absicht gewesen war, nach Westen, sondern auf Betreiben Schnabels nach Deutschland zurück. Und hier war es Schellbruch aufgefallen, daß sein Kollege mit einem Male über reichlich Geld verfügte und es in den Wirtschaften unter die Leute brachte. Als er einmal seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben hatte, war der andere groß geworden. Sie hatten sich darauf getrennt. Schellbruch hatte es in seine Heimat gezogen, und hier nun war ihm eines Tages eine Notiz in der Zeitung aufgefallen, die sein Blut erstarren ließ. Ungefähr an derselben Stelle, wo er und Schnabel an jenem Sommertage Rast gemacht hatten, war die völlig verwesene Leiche eines Mannes aufgefunden worden. Wertfächer und Geld hatten dem Ermordeten, einem reisenden Händler, gefehlt; ein Raubmord mithin...

Eine furchtbare Gewissensangst hatte Schellbruch gepackt. Was sollte er tun? ... Konnte er dafür einstehen, daß Schnabel die Tat begangen hatte? Er war aus dem Grübeln nicht mehr herausgekommen. Und nun formten Ereignisse, die das eigene Sein und die Zukunft betrafen, und dunkle Gedanken, die jener Tat galt, ein Leben, das von unerhörten Gewissensqualen beherrscht und um alle Freuden gebracht wurde.

Er stand damals im Begriff, die Tochter seines Meisters zu heiraten; verlobt war er schon mit ihr, als jene Zeitungsnotiz ihn zu Boden warf. Wenn er seinen Verdacht gegen Schnabel laut werden ließ, lief er Gefahr, Braut und Zukunft zu verlieren, denn sein Schwiegervater, der ohnehin nicht recht was von dieser Heirat wissen wollte, hätte, kleinlich wie er war, die bloße Bekanntschaft mit einem Mörder als Vorwand genommen die Verbindung zu lösen. Und die anderen Folgen? ... Schnabel hätte gewiß alles bestritten, oder die Schuld von sich auf seinen Wandergesellen abgewälzt, sicher aber die Schuld nicht allein tragen wollen. Und was dann?

Dies alles bedacht, war es sehr wohl möglich, daß er jenen Schrei nur im Traum gehört hatte. Und auch das ewige Denken an ein Ereignis, das mit jenem Traum-Schrei zusammenhing, war unsinnig. Kein vernünftiger Mensch hätte sich deswegen gesorgt und gequält.

Aber wenn Schnabel es nun doch getan hatte? ... Aber konnte es nicht der Zufall gewollt haben, daß an jenem Ort ein Mensch sein Leben unter Händen ausgehaucht hatte, die nicht Schnabel, sondern einem Unbekannten gehörten? ... Auch das war möglich, ja der Tote konnte sein Ende sogar selbst herbeigeführt haben.

So blieb es bei Vorjagen, Erwägungen und schwankenden Entschlüssen. Nur eins geschah: Schellbruch sandte seinem ehemaligen Wanderkollegen durch dessen Eltern, deren Wohnort ihm bekannt war, das Zeitungsblatt mit der verhängnisvollen Notiz; eine Antwort traf niemals ein.

In der Werkstatt war es still, nur die Fliegen summten vernehmlich. Die Sonnenstrahlen, die breit über den Werkflisch flossen, verursachten keine Wärme, ihr Licht tat den Augen weh. Schellbruch befand sich in einem seltsamen Zustand. Er hatte noch einmal in

Windeseile fünfundzwanzig Jahre durchgemessen und alle Qualen dieser Zeit durchkostet. Er ertrug nicht mehr. Er erhob sich schwerfällig und legte die Schürze ab.

„Wo willst du hin?“ fragte Schnabel, der ihn mit lauernden Blicken beobachtete.

„Aufs Rathaus.“

„Und was willst du da?“

„Dich anzeigen.“

Ein höhnisches Lachen wurde laut.

„Das ist verjährt, Mensch!“

Schellbruch, der ins Schlafzimmer gehen wollte, blieb rudertartig stehen. Verjährt? ... Aber nein, das glaubt er nicht. Zu stark waren die Fäden, die ihn mit diesem Menschen — durch die Erinnerung vor ihm — verbunden, als daß er sie durch eine solche Ausrede hätte abstreifen können. Im Gegenteil, sie legten sich in diesen Augenblicken der Ungewißheit fester und fester um seinen Leib und verwirrten seine Denkkraft vollends. Da hörte er hinter sich die Tür gehen; herumfahrend, gewahrte er seinen Schwiegervater, Alfred Grünau.

Schellbruch starrte ihn immer nur an. Was er gewollte hatte, war unter dem unvermuteten Erscheinen des Mannes in Uniform zusammengebrochen. Ja, es erfüllte ihn die wahnsinnige Angst, daß Schnabel verhaftet werden sollte und daß somit auch seine eigene Freiheit und Ehre bedroht sei. Diese Gewißheit prägte sich so deutlich in seinem Aussehen aus, daß Grünau, dessen Blick ebenso schnell wie scharf und musternd über Schnabel hingeglitten war, voll Erstaunen seinen Schwiegervater betrachtete.

„Guten Tag, Vater“, sagte er dann mit betonter Freundlichkeit. „Ich traf Elisabeth vorhin.“ Und dann zu Schnabel gewandt: „Darf ich einmal Ihre Papiere sehen?“

„Warum?“

„Das ist meine Sache.“

„Sind Sie dazu berechtigt?“

„Ich glaube doch. Ich habe mich überzeugt, daß Sie noch nicht gemeldet sind.“

„Ich bin ja auch noch keine drei Tage hier.“

„Gierlei, ich wünsche Ihre Papiere zu sehen.“

Sie maßten sich mit Blicken, die ihre Empfindungen vollkommen enthüllten. Grünau wußte wohl, daß sein Verhalten nicht ganz einwandsfrei war. Gewiß gab ihm seine amtliche Stellung das Recht, einen fahrenden Gesellen nach Nam' und Art zu fragen, aber doch nur dann, wenn dieser sich auf der Landstraße bewegte oder sich verdächtig machte. Dieses aber war hier nicht der Fall. Denn was Elisabeth vorhin auf der Straße erzählt hatte, bot keinen Anlaß, einen Menschen, mochte er auch so widerwärtig wie nur möglich sein, einem Verhör zu unterziehen.

Dennoch bereute Grünau sein Vorgehen keinen Augenblick. Denn wie sah dieser Mann aus! Das war keiner, den das Unglück und unbekannte Umstände auf die Walze getrieben hatten, keiner, hinter dessen Schicksal sich eine Tragödie verbarg. Die Gemeinheit stand auf seiner Stirn, die Frechheit leuchtete aus jeder Faser

seines verwegenen Gesichtes, der Schnapstoufel hatte aus der porösen Nase, die, wie die breite Narbe bewies, schon einmal zusammengeklappt worden war, einen weit hin sichtbaren Thron gemacht. In Grünau kam ein Widerwille auf, vorübergehende Erwägungen menschlicher Art versflogen.

„Nun, beliebt es Ihnen?“ fragte er kurz und bestimmt.

Schnabel maß den Diener der Ordnung mit einem hagerfüllten Blick. Mit betonter Rässigkeit stand er auf und schritt in die Schlafstube Schellbruchs.

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Meine Papiere holen“, grinste der Landstreicher, den Kopf wendend.

Grünau blickte überrascht auf seinen Schwiegervater, der da stand, als erwarte er den Streich des Henkers. Was sollte das bedeuten? . . . Welche Beziehungen bestanden zwischen beiden?

Da kam Schnabel wieder zum Vorschein, in seiner Hand hielt er einen dicken Briefumschlag, von dem ein unbeschreiblicher Geruch aufstieg.

Grünau vertiefte sich in die Papiere, die er weit von sich abhielt. Es waren Papiere, die, was den Inhalt betraf, keines Polizisten Herz erfreuen konnten, vielmehr den schlimmsten Vermutungen Vorschub leisteten. Eine feine Nummer, dachte der junge Beamte. Und der Mensch sollte sich hier breit machen dürfen? . . . Im Hause seines Schwiegervaters, Wand an Wand mit Lisbeth und Hermine? . . . Unmöglich — aber auch selbstsam.

„Wann wollen Sie wieder Ihren Wanderstab ansehen?“ fragte Grünau schroff, indem er die Papiere zurückgab.

„Überhaupt nicht.“

„Was soll das heißen?“

„Daß ich hierbleiben will.“

„Wo?“

„Nun, hier, bei meinem alten Freund Schellbruch!“ Grünau mußte an sich halten; das herausfordernde Benehmen erbitterte ihn.

„Nicht, was Sie wollen, ist entscheidend“, antwortete er mit einer Stimme, der anzumerken war, daß sie zu kommandieren verstanden hatte, „sondern was mein Schwiegervater will. Er ist hier der Herr. Im übrigen verbitte ich mir Ihr Betragen, verstehen Sie mich?“

Da geschah etwas Unglaubliches.

„Hörst du es, Schellbruch?“ . . . sagte Schnabel mit einem Aufschauen. „Dein Herr Schwiegerjohn vertrat deine Stellung hier in diesem Hause, scheut sich aber nicht, einen alten Freund von dir zu behandeln, als wäre er ein Stück Dreck. Na, nun zeige mal, ob du Herr im Hause bist!“

In Grünaus Augen flammte etwas auf, die gesunde Farbe seines Gesichtes ging in ein Weiß über. Aber neben seinem Zorn behauptete sich ein Gefühl, das eine Entladung ausschloß, eine Spannung, die der Furcht entsprang.

„Nun, Vater?“ fragte er mit einem Beben in der Stimme.

Schellbruch setzte sich, wie von einer übermächtigen Hand niedergedrückt. In seinem Gesicht zuckte es, und die Augen, die von dunklen, fast schwarzen Rändern umgeben waren, drückten eine unsagbare Qual aus. Was wollte man von ihm? . . . Er wurde ja gehehrt! . . . Aber hatte er bis vor wenigen Minuten nicht noch selbst den Entschluß kundgegeben, Schnabel anzuzeigen? . . . Warum tat er es nicht, jetzt, in diesem Augenblick? Dort stand ja sein Schwiegerjohn, ausgestattet mit der Macht, einen Menschen, der des Mordes verdächtig war, sofort abzuführen! . . . Das Gewissen, das niemals zur Ruhe gekommen war, sondern bald laut, bald leiser ein offenes Bekenntnis verlangte hatte, um immer wieder beruhigt zu werden mit der Versicherung, daß es ja nur ein dumpfer Traum gewesen sei, damals, vor sechsundzwanzig Jahren, und daß den Toten niemand wieder erwecken könne — dies Gewissen konnte in dieser Minute für immer zum Schweigen gebracht werden . . .

Hier war es dem Manne, der vor sich hinstierte, so, als löse sich etwas in seiner Brust, als werde es heller um ihn und in ihm. Und aus dieser Freude, diesem

Glück, das er seit bald einem Menschenalter nicht gekannt hatte, sprang eine heftige Sehnsucht auf nach denen, die er liebte und die seines Alters Stütze waren. Er sah sie vor sich, und seine Augen brannten. Gleich hinterher sprang aber auch eine Angst in ihm auf, eine ungemessene Furcht, sie zu verlieren. Die Kinder, die bis auf den heutigen Tag den Vater in ihm geehrt hatten, würden sich entsetzt von ihm abwenden, wenn sie vernahmen, daß er mit einem Mörder Umgang gehabt hatte, daß er wohl gar mitschuldig sei; ihr Glück aber konnte, nein würde vernichtet werden, denn das Urteil der Welt war hart. Würde man ihn nicht fragen, warum er erst jetzt, unter dem Druck eines Nichtswürdigen — des Mörders! — enthüllte, wozu es vor so vielen Jahren, nach frischer Tat, Zeit gewesen wäre? . . .

„Nun, Vater?“ wiederholte Grünau, dem das lange und bange Schweigen fast den Atem versetzte.

Schellbruch zuckte wie unter der Berührung einer Hand zusammen. Er blinnte verstört auf. Zuerst fiel sein Auge auf Schnabel, der sich ganz still verhalten hatte, und dann auf Grünau, in dessen entschlossenen Mienen Schellbruch die volle Bestätigung seiner Befürchtungen zu sehen glaubte.

„Ich kann . . . Schnabel . . . nicht so . . . auf die Straße setzen“, brachte er endlich heraus, und damit war eine Entscheidung gefallen, deren Tragweite nicht abzusehen war.

Grünau stand sekundenlang wie betäubt. Aber dann verließ ihn seine Selbstbeherrschung.

„Soll das heißen, daß der Mann hier bei dir wohnen soll?“

„Ja.“

„Überleg' es dir!“ rief der junge Mann fast heftig. „Es bleibt dabei“, antwortete Schellbruch mit der Ruhe des Opfers, das keinen Ausweg mehr sieht.

„Nun, wer ist hier Herr im Hause?“ fragte Schnabel da höhnvoll, seinen erklärten Feind musternd.

„Sitten Sie sich!“ sagte der Beamte nach einer Pause. Und dann drehte er sich kurz um und verließ den Raum. Noch draußen vor der Haustür hörte er das Gelächter des Landstreichers.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kragenknopf.

Von E. Petisch-Krapp.

Sebastian Bitternagel sucht seinen Kragenknopf. Am Sonntagmorgen um 8 Uhr. Weil er in eine Vereinsversammlung gehen will. „Wo ist denn wieder mein Kragenknopf?“ sagt Sebastian Bitternagel und sucht auf dem Waschtisch. Juliane Bitternagel sagt aus den Rissen heraus: „Das weiß ich doch nicht.“ Sebastian sagt: „Du hast mir doch ein frisches Hemd herausgelegt. Da hast du doch den Kragenknopf aus dem alten herausgemacht!“ Juliane sagt: „Ich habe gar nichts herausgemacht. Da liegt ja das Hemd noch. Da sieh doch einmal ordentlich nach.“ — „Er ist doch aber nicht da!“ ruft Sebastian Bitternagel. — „Dann hast du ihn eben wieder verlegt“, ruft Juliane. „Überhaupt mach am Sonntagmorgen nicht einen solchen Raub. Noch nicht mal am Sonntag kann man sich ausschlafen!“ — „Ausschlafen! Um acht kann einer ausgeschlafen haben“, sagt Herr Bitternagel, und sucht im Kleiderschrank. „Das ist eine Wirtschaft hier. Wo ich um neun in meinen Verein muß!“

Frau Bitternagel hat sich in den Rissen aufgesetzt. Ihr Kopf baumelt wie eine kleine dünne Wurst über ihrer Schulter. Ihre Backen brennen. „Wo ist eine Wirtschaft, bitte“, sagt sie schneidend. „Wer hält dir denn deine Sachen zusammen? Wenn es dir nachginge, hättest du in deinem ganzen Leben keinen Kragenknopf bei der Hand!“ Herr Bitternagel liegt auf dem Fußboden und sucht unter den Betten. „Wenn du Ordnung halten würdest“, ruft er von unten herauf, „dann hättest du ein paar Kragenknöpfe in Reserve. Aber so weit denken könnt ihr ja nicht!“

„Ich habe ja neulich erst ein halbes Dutzend gekauft“, ruft Juliane, „du verlierst ja alle Tage einen! In dem Nähtorb ist nichts! Bitte, in dem Nähtorb ist nichts. Laß gefälligst meine Sachen in Ruhe!“

Sebastian Bitternagel hat den Nähtorb umgeworfen. Und die Wollknäuel laufen über den Tisch wie dicke schwarze Mäuse mit langen Schwänzen. „Mein Garn“, schreit Frau Bitternagel und springt mit beiden Füßen aus dem Bett. „Mein gutes Garn! Ich kann's ja wieder aufwickeln.“

Keine Rücksicht!" — „Meinen Kragentknoß will ich haben!" schreit Sebastian, „um neun muß ich in meinen Verein! Jetzt ist es gleich halb!" — „Noch keine Viertel", ruft Juliane unter Tränen. „Du schlanierst ja bloß! Mein gutes Garn! Weil ich noch nicht sparsam genug bin und so viel Zeit habel!" — „Zeit, immer mit deiner Zeit! Du hast's doch gut genug", ruft Herr Bitternagel und sucht in seinen Hosentaschen. — „So, ach so", schreit Juliane, und geht in ihr Bett zurück. „Ich tue gar nichts, nicht wahr! Ich faulenzel! Gestern habe ich einen Stok Hemden gebügelt. Such' dir mal eine Frau, die dir das macht!"

Der Knabe Theodor ist aufgewacht und fängt furchtbar zu schreien an. „Sei still", ruft Sebastian, „das ist ja zum Davonlaufen hier! Jetzt gehe ich ohne Kragentknoß! Eine schöne Wirtschaft!"

„Jetzt ist das arme Kind noch schuld", sagt Frau Bitternagel und schluchzt auf. „Komm, mein armes Kind, komm, mein armes Kind!" — „Meinen Kragentknoß will ich in Zukunft haben!" ruft Sebastian. „Hier muß er in Zukunft auf seinem Platz liegen. Hier! Hier!" — „Schrei nicht so", ruft Juliane. „Ich höre noch gut. Mein armes Kind! Wir zwei gehen noch zusammen fort. Wir werden schon alleine satt werden." Theodor hat den Mund wieder weit wie ein Tor aufgerissen und stößt langgezogene furchtbare Schreie aus. Juliane schluchzt laut vor sich hin. „Wir gehen noch zusammen fort", sagt sie. „So eine Behandlung lassen wir uns nicht mehr gefallen!" — „Hier hat der Kragentknoß zu liegen", ruft Sebastian. „Hier! Sonst gibt es einen Mordschach. Und jetzt gehe ich ohne Kragentknoß fort. Eine schöne Wirtschaft, das!"

Die Tür wird zugeschlagen. Kurz danach noch eine. Dann ist es still. Juliane trocknet ihre Tränen und fängt langsam an, sich anzuziehen. Auch Theodor hat zu Weinen aufgehört und laut an einem alten Holzpferd.

Um 11 Uhr kommt der „möblierte Zimmerherr" Jürgen Liebemich zu Frau Bitternagel in die Küche. Herr Liebemich ist im vegetarischen Speisehaus „Kotosbutter" weil Fleischgenuss die tierischen Instinkte im Menschen blocklegt. Er sagt schüchtern, während er seine Milch kocht, Herr und Frau Bitternagel hätten sich heute morgen wohl sehr erregt. Das wäre ihm so leid. Ein Kragentknoß, nicht wahr? Er würde ja gern aushelfen, weil er immer sechs Stück in Reserve habe. Und er bedauere nur, daß er noch im Bett gelegen habe, sonst wäre es gar nicht zu einem Bank gekommen. Nicht wahr! Aber schließlich — nicht wahr — wären es ja immer die Kleinigkeiten, die über einem zusammenschlagen würden. Bei den heutigen Nerven, nicht wahr.

Frau Bitternagel sagt scharf, von was für einem Bank Herr Liebemich da rede. Eine kleine Auseinandersetzung sei doch kein Bank! Gott sei Dank wäre ihre Ehe nicht wie viele andere! Wenn man sich also über so etwas aufhalten wolle — hm — das wäre doch die Höhe! Hm!

Kurz danach kommt Sebastian Bitternagel nach Hause. Er hat sich von einem Bekannten einen Kragentknoß gekauft. „Ich hätte Lust, dem Zimmerherrn morgen zu kündigen", sagt Frau Bitternagel, und erzählt, was Herr Liebemich heute morgen gesagt hat. „Daß es immer wieder Leute gibt", sagt Frau Bitternagel, „die keinen Frieden halten können!" — „Du kündigst eben", sagt Herr Bitternagel, „solche säkischen Menschen muß man sich fernhalten." Und dann gehen sie Arm in Arm zum Mittagessen in die „Goldene Eintracht".

Biedermeiers Glückwunsch.

Von Dr. Eugen Roth (München).

In unserer schnelllebigen und gestrafften Zeit hat man für das Gemüthliche und Sinnige wenig übrig. Ein Glückwunsch wird mit einem mehr oder minder herkömmlichen Brief, noch häufiger mit einem Telegramm oder einer telephonisch bestellten Blumenspende abgemacht. Aber früher einmal, zu Goethes Zeiten und später, hat man auf solche Dinge das größte Augenmerk gerichtet und sich viele Mühe gegeben.

Jetzt, wo die großen Kulturepochen „abgegrast" sind, beginnt der Sammler sich auf jene kleinen und kleinsten Dinge zu werfen, zu denen auch die Glückwunscharten, Ziehbilder und Albumblätter aus der Biedermeierzeit mit ihren Vor- und Nachläufen gehören. Es bestehen schon einige namhafte Sammlungen, so von Hadler in Wien, von Vamle in München, von Bachinger in Linz und auch der Verfasser kann sich rühmen, eine ansehnliche Auswahl solcher Blättchen vereinigt zu haben. Die Museen, die derartige Dinge längst haben sollten, warten in alter Gewohnheit erst, bis alles vom Markt verschwunden und nur mehr auf schwierigem Wege zu bekommen ist, oder sie verlassen sich auf das Glück, daß Sammler ihnen die Früchte langjähriger Mühen in den Schoß werfen.

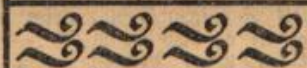
Schon Goethe, der eine ganze Reihe solcher Blättchen besessen und wohl auch verschenkt hat (Sammlung Martin Rosenthal, München, u. a.) hat an diesen lebenswürdigen Kleinigkeiten viel Spaß gehabt. Professor Bazarek, der vor Jahren ein längst vergriffenes Buch über Biedermeierwünsche herausgegeben hat, weist darauf hin, daß im städtischen Museum in Jena eine Karte aus Goethes Besitz aufbewahrt wird. Am 18. Dezember 1808 schickte ihm Marianne von Eubenberg aus Prag einige Neujahrskarten, die, „wenn sie gleich keine Kunstprodukte sind, Ihnen doch zeigen werden, daß es uns in Wien nicht an industriösen Speculanten mangelt."

Goethe bedankte sich herzlich: „Sie müssen sogleich den lebhaftesten Dank empfangen. Die zierlichen, nidenden, bildenden und saluterenden kleinen Geschnitten sind glücklich angekommen, aber haben nicht nur mir, sondern ganzen Gesellschaften, in denen ich sie producirt, viel Vergnügen gemacht." Die hier genannten Karten sind sogenannte Zugarten gewesen. Die einzelnen Teile einer Figur sind ausgeschnitten, an einem Drehpunkt festgemacht und nun durch einen Faden oder einen Papierstreifen, an dem man anziehen muß, beweglich. Oder es werden Landschaften aufeinandergehoben und auseinandergezogen, mit mannigfachster Bildwirkung. Mädchen öffnen ihre Herzen, aus Küssen und Säden erscheinen Amoretten, Verliebte fallen in die Knie. Die Fülle der Motive ist so groß, daß zwei drei Sammler je ein paar Hundert solcher Karten besitzen können, ohne auch nur ein einziges Stück gemeinsam zu haben. Da sind Schnupper und Raucher, Trinker Jäger, jedes Handwerk und Gewerbe ist vertreten, vom Schuster bis zum Taucher, Zauberer und Sellänzer. Tiere gibt es allerhand, vorzüglich den treuen Hund. Blumen, die sich öffnen, Bäume mit beweglichen Ästen. Und überall sind die reizendsten Sprüchelein zu finden, die harmlos und doch so geradezu um Liebe werden. Die Zuneigung der Freundin, die heimlichen und doch so bekannten Wünsche erscheinen aus den unglaublichsten Verwandlungen.

Neben diesen Zugarten gab es dann noch die eigentliche Glückwunscharte, wiederum in tausend Formen. Sie hat schon im 18. Jahrhundert mit handgemalten Seiden- und Pergamentblättchen und colorierten Kupferstichen begonnen, um die Jahrhundertwende taucht, vorzüglich in Norddeutschland, die gepreßte Wedgewood-Karte auf. Gleichzeitig gab es die mannigfachsten Klapp- und Faltsarten, die Transparent-Karten, bei denen, durchs Licht gesehen, ein Liebhaber oder ein Mädchen neben der ursprünglichen Gruppe erschien. Mehr und mehr wird die Herstellung solcher Karten ein Gewerbe, besonders in Wien, wo sich vor allem Joseph Endleberger (geboren 1779) als wirklich feinsinniger Künstler auszeichnete. Er hat auch seine Bildchen signiert. Er war Münzgraveur und konnte sich so die Stempel für all die Prägungen von Figuren, Blumen, Liebespfaffen, Tauben usw. selbst am besten herstellen. Diese Bildchen, die „Wiener Kunstbilletts", bestehen aus einem kleinen geprägten Metallrahmen, in den hauchdünner Krepp in satten Farben gespannt ist. Auf diesen durchsichtigen Stoff werden nun ganze Landschaften, Blumen, Gewinde in geprägter und bemalter Pappe, in Metall, Glas, Stroh, vor allem in Perlmutter aufgesetzt. Vögel werden aus echten Federn, Fische mit wirklichen Schuppen dargestellt. In besonders kunstvollen Stücken ist entweder ein reiches Gruppenbild dargestellt, oder es sind löstbare Dinge zu finden, sogar eine gehende, winzige Uhr. Diese Kunstbilletts waren schon damals recht teuer und nur für die Vornehmen bestimmt, heute sind sie um so teurer geworden, als sie wie kaum sonst etwas empfindlich und zerbrechlich sind.

Wien hat das Vollendeste in den Jahren 1810 bis 1820 geleistet. Früher waren es mehr norddeutsche Städte, Berlin, Jena, Leipzig, Dresden, Hannover, die Glückwunscharten herstellten und in ganz Mitteleuropa absetzten. Später wurden in Augsburg, Nürnberg und Stuttgart die Wiener Bilder, vor allem Zugarten und Albumblätter, nachgeahmt, was ja bei der damaligen Schuklosigkeit solcher Erzeugnisse wahllos geschehen konnte. Die Albumblätter gehören ja nur im weiteren Zusammenhang hieher, doch sei auf die wunderbaren, wirklich künstlerischen Leistungen des Berliner Verlags Wittich besonders hingewiesen.

Um die vierziger Jahre hören die Dinge auf bedeutend zu sein. Die Fabrikspitze ersetzt die Handarbeit, das Glaspapier und der Farbendruck die jeweilige Prägung. Betrachtet man heute eine Sammlung solcher Biedermeierkleinigkeiten, so wird man, wenn man nicht als nüchternen Fortschrittler alles Gemüthvolle und Spielerische überhaupt ablehnt, staunen, wie groß jene Zeit im Kleinen war, die sich als so klein im Großen erwies. Dieser spielerisch bedächtige Vormarsch zeigt hier auf engstem Gebiet eine Entfaltung reichen Künstlerturns, der überraschen muß. Und gibt zu gleich Zeugnis von einer Schlichtheit und Innigkeit des Gefühls, einer harmlosen, genügsamen Fröhllichkeit der Gesinnung, von der wir heute in der hastenden, selbstthätigen und herzlosen Zeit wohl ein Stückchen brauchen könnten.

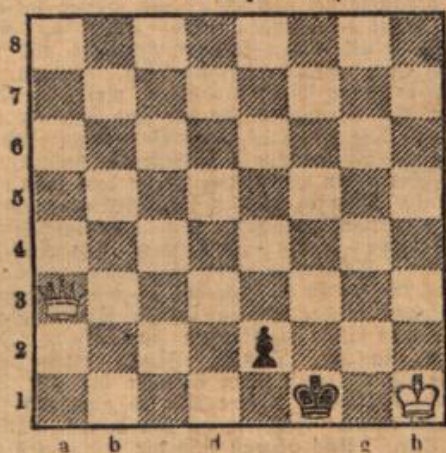


Schach



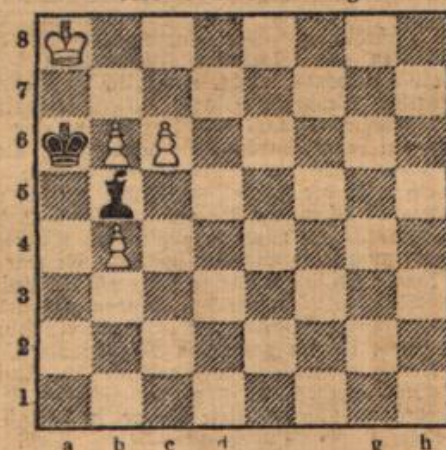
Bearbeitet von R. Wedesweiller.

756. S. Loyd (1857).



Weiß: Kh1, Da3; Schwarz: Kf1, Be2.
Matt in 5 Zügen.

757. J. Moravec-Prag.



Weiß: Ka8, Bb4, b6, c6; Schwarz: Ka6, Lb5.
Weiß am Zuge gewinnt.

758. Henri Rinck.

Weiß: Kh3, Th1, Bg6. Schwarz: Kc8, Tb7, d7.
Weiß am Zuge erzwingt Remis.

756. Aus dem Loydbuch (Loyd ist * 1841). Die Dame muß so geschickt operieren, daß der schw. K. nur von 11 nach ei pendeln kann und in der Grundstellung mit b. Dzl# wird — 757. Fein zugespitzt, Bauer b4 hat die Points. — 758. Nicht erdacht, sondern erlebt in einer Partie. Der große spanische Studienkomponist führte als Weißer die Stellung zum Remis.

Alain C. White: Sam Loyd und seine Schachaufgaben.

In der Zeit des Aufschwungs des Schachs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entfalteten sich in Amerika zwei Größen des Schachs, die an Glanz und Ruhm noch heute unübertroffen sind: Paul Morphy, „der größte Meister der Partie“ und Sam Loyd, der „champion of the chess-problem“, auf einsamer unerreichter Höhe stehend. Ein ganz Großer dieser Loyd, der das Schachproblem zum unbewundern Kunstwerk emporhob und selbst die Bewunderung seiner Zeitgenossen im höchsten Maß erfuhr. Und wieder ein Amerikaner und ein Großer, A. C. White, selbst feinsinniger Aufgabendichter und unermüdlicher

Problemsammler und -Sichter. Er gab das große Loydbuch heraus als Fest- und Wunschbuch für alle Problemfreunde. Maßmann übersetzte es, Schachverlag Hans Hedewig's Nachfolger, Curt Ronniger, Leipzig, gibt es heraus in 6 Lieferungen von je 5 Druckbogen. Ein Probeheft für 10 Pf. setzt jeden Schachfreund in den Stand, sich von dem reichen Inhalt und der hervorragenden Ausstattung ein Bild zu machen.

Semmering-Turnier.

Vielleicht bleibt es das Hauptschachereignis 1923. Bogoljubow kam leider nicht. Der erste Tag brachte gleich eine Sensation: Aljechin, der Favorit, unterlag gegen Nimzowitsch. Dieser, Tartakower und Spielmann bekamen daher zunächst die Führung. Gut schlug sich im Anfang auch Altmeister Janowsky und ebenso Tarrasch. Doch erst zum Schlusse wird gerechnet.

Partie Nr. 353. — Aljechineröffnung.

Semmering, 1. Runde.

Weiß: Niemzowitsch; Schwarz: Aljechin.

1. e4, Sf6; 2. Sc3, d5; 3. e5, Sfd7; 4. f4, e6; 5. Sf3, c5; 6. g3, Sc6; 7. Lg2, Le7; 8. 0-0, 0-0; 9. d3, Sb6; 10. Se2, d4; 11. g4 (ein riskanter Zug, nun wird die Partie schwierig, aber romantisch) 12. exf1, gxf1; 13. Sg3, Sd5; 14. De2, Ld6; 15. Sh4, Sc7; 16. Ld2, De7; 17. Df2, c4; 18. dxc, Sc3; 19. Lxe3, dxe3; 20. Df3, Dxc4; 21. Se4, Le7; 22. b3, Dd4; 23. c3, Db6; 24. Kh1, Sd5; 25. f5? (g5!) Sd4; 26. Tfd1, Kb8; 27. Lf1, exf1; 28. gxf1, Le5; 29. Tdel, Ld7; 30. Txe3, Le6; 31. Tael, Sd5? (Mit Tg8 behauptet Schwarz, trotz der Bauern weniger, das überlegene Spiel. Niemzowitsch bot hier Remis an, Aljechin lehnte ab.) 32. Td3, Sxc3 (Gut gebrüllt!) 33. Sg6+! (Der Weiße kann auch brüllen!) hxc3; 34. Dg4! (Daran hat Aljechin wohl nicht gedacht) Tf7; 35. Th3, Kg7; 36. Le4, Ld5; 37. fxc, Sxe4; 38. gxf7+ Kf8; 39. Txe4, Lxe4; 40. Dxe4, Ke7; 41. f8D+, Txf8; 42. Dd5, Dd6; 43. Dxb7+, Kd8; 44. Td3, Ld4; 45. De4, Te8; 46. Txd4, aufgegeben. Eine sehr gehaltvolle, nicht leicht zu verstehende Partie.

Lösungen in nächster Nummer



Rätsel



Silbenaustausch-Rätsel.

In den nachstehenden Wörtern ist je die letzte Silbe zu streichen und durch Voransetzen einer der untenstehenden Silben ein neues Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben den Namen eines deutschen Erfinders. — Herrschaft, Derwisch, Gellert, Tegel, Gabel, -egel, Degen, Sense

Die Ersatzsilben lauten: e, er, feld, le, na, ra, tan, to.

Zahlen-Rätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10	=	Altes Strafinstrument,
2 7 5 6 9	=	Oper,
3 8 4 5 6 8 9	=	Palast in Rom,
4 5 3 5 1 2 9	=	Fernsprecher,
5 3 5 1 8 9 4	=	Oickhäuter,
6 2 7 7 5	=	Seesäugetier,
7 6 8 4 5 9	=	Fleischgericht,
8 3 4 2 9 8	=	Deutsche Stadt,
9 8 4 4 5 6	=	Schlange,
10 8 9 9 5	=	Gefäß.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 61.

Spriechwort-Rätsel: Mit vielem hält man Hans, mit wenigem kommt man aus. — Gegensatz-Rätsel: Heiß, innen, nah, dunkel, Ende, Nacht, bunt, unten, rein, grob. Hindenburg.

Rechtige Lösungen sandten ein: Sophie Karlebach, Heinrich Kämpfer, Susi Knebel, Luise Lind, Anni Metz, Sophie Müller, F. Fausch, August Reichert, Erich Thiel, Werner Vogelsberger, sämtlich aus Wiesbaden; Heini Heuring u. Karl Plötz aus Sonnenberg; Alfred Hoymach aus Bierstadt; Fritz Wintermeyer aus Dotzheim.